

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1913**

132 (10.6.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 43

# Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 43. Karlsruhe, Dienstag den 10. Juni 1913. 33. Jahrgang.

**Inhalt der Nr. 43:**  
In Mailand, der Hauptstadt der Lombardei. — Waren unter großen Dichtern auch Naturfreunde? — Allerlei. — Eingegangene Bücher und Zeitschriften. — Für unsere Frauen.

## In Mailand, der Hauptstadt der Lombardei.

Man fühlt sich wie verwandelt, wenn man nach dem Aufentshalte an den oberitalienischen Seen in einer guten Stunde in den Zentralbahnhof Mailands veretzt wird. Mitten in die Wogen des Verkehrs gestellt, weiß man nicht, wohin man sich wenden soll. Alles läuft und geht schließ- lich mit diesen lebhaften Menschen, die mit dem ganzen Körper zu eilen und zu sprechen scheinen, die aber bei der Arbeit, gemessen am deutschen Arbeiter, eigentlich recht träge sind. Es wurde auch von italienischen Genossen be- trachtet, daß die deutschen Unternehmer an dem Arbeiter aus dem Lande der lachenden Sonne keine reine Freude haben.

Vor dem Bahnhof ist es wie in jeder großen Stadt. Ein großer Platz, umfäumt von Hotels, dann eine Unmenge Droßknecht und Hausdiener, die sich liebevoll der Reisenden annehmen wollen, ihre Liebe aber nur an solche verschwen- den, deren Aussehen erkennen läßt, daß genügend Gegen- leistungen zu erwarten sind. Wo ihre Vermutungen an- dere Schlüsse ziehen, verweisen sie den Ankommenden auf den Tram, der wie alle Fuhrwerke auf der linken Straßenseite fährt, sagen ihm, er soll eine Correspondence (Um- steigebillet) nehmen, am Piazza (Pla) soundso umsteigen und an der und der Via (Straße) aussteigen. Dann ist man sich selbst überlassen und man kann wieder tun, was man will.

Das großartigste Bauwerk, das in seiner Wirkung geradezu pompös und einer näheren Betrachtung wert ist, ist der ganz in Marmor aufgeführte Dom. Er erinnert in seiner Art stark an den Kölner Dom, nur bedeutend größer ist er. Dreihunderttausend Menschen sollen in ihm Platz haben und zugleich ihren Rosenkranz abbeten können. Es ist eine kolossale Halle mit mächtig aufstrebenden Säulen. Man hat den Eindruck, daß das gesprochene Wort ungehört, verhallen muß, und seinen Weg zum Herzen kaum finden kann. Um einen Begriff von der Größe zu geben, sei ge- sagt: Der ganze Raum ist 148 Meter lang und 88 Meter breit. Diesen Massen entspricht auch die Höhe. Die Decken- gewölbe werden von 52 Säulen getragen.

Vor dem Dom an allen Türen überfallen einem eine Menge Händler mit Karten und venezianischen Email- schmuckstücken. Hat man kaum die Tür geöffnet, so bieten sich die offiziellen Führer und Erklärer an. Die scheinen allerdings für den eingehenden Besucher notwendig zu sein. Es gibt eine Menge Altäre und Denkmale. Die mächtigen Fenster mit ihren unzähligen Glasbildchen aus der bibli- schen Geschichte lassen aber nur spärlich ganz schwaches Licht herein.

Vor dem mit kolossaler Pracht erstellten Altar bieten sich immer wieder Kuttenträger an, die durchaus für zwei Franken die Schatzkammer zeigen und für nur fünf Fran- ken einem an das Grab des heiligen Borromäus führen wollen. Man muß immer wieder den lebenswichtigen Brüdern mit seinem abweisenden niente (nichts) entge- gen. Vielleicht ist aber mit der Zahlung einer solchen net- ten runden Summe noch irgend ein Seelenheil garantiert. Um Geld dreht sich hier alles. Ich weiß nicht, ob man da- für, wie behauptet wird, sogar den Teufel tanzen sehen kann. Es ist wohl Bosheit. Wenn man es aber bezah- len kann, kann man hundert Geistliche mit brennenden Kerzen einem Leichenzuge voranschreiten lassen. Die dem Zuge

folgenden Verwandten legen keine besonderen Trauerklei- der an oder setzen gar Angstströben auf.

Zwanzig Rappen für die Besteigung des Daches zu geben lohnt sich aber doch. Man kommt dann erst in die ganze Fülle der Pracht, die einem förmlich überschüttet. Nichts wiederholt sich, selbst das kleinste Ornament nicht. In unzähligen Gängen und Treppen klettert man zwischen immer neuen Bildwerken aus weißem Marmor herum. Überall dasselbe Gestein, das ganze Dach ist damit einge- deckt und erstrahlt in der heißen Sonne im hellen Glanze. Man übersteigt die Stadt und die Umgebung und auch die Alpenfette streckt sich vor einem aus. Aber auf dem Dache wimmelt es von Figuren. Auf unzähligen Säulen stehen Rippen. Sechstausend Bildwerke sollen am Dom sein. Man steht erstaunt vor einer ungeheuren Fülle und ist in einem unentwirrbaren Durcheinander, aus dem man nur mit Mühe den Abgang findet. Man hat einen Begriff von dem Reichtum und der Macht der Kirche vergangener Jahr- hunderte.

Eine weit segensreichere Einrichtung für Mailand als seine vielen Kirchen ist die „Societa Umanitaria“. Die Gesellschaft, bei der die Mitgliedschaft durch Zahlung eines Beitrages von ein Lire (80 Pf.) jährlich erworben werden kann, hat die Millionenstiftung eines Arbeiterfreundes zu verwalten. Jahrelang hatten die Pfaffen die Verwaltung in Händen und besorgten sie zugunsten der Arbeiter, wie es der Stifter verlangt hatte, aber in ihrem Sinne. Jetzt wird wirkliche Arbeiterwohlfahrt geleistet. In den Ge- bäuden eines früheren Klosters, wo sogar noch ein paar alte Beschwestern hausen, sind die Büreaus der Gesell- schaft und der Gewerkschaften, sowie die von der Umanita- ria errichteten Arbeitsnachweise und Lehrwerkstätten; Volkshaus und ein großer Versammlungsaal ist hier und auch der deutsche Arbeiterverein hat sein Zimmer. Der große, vielleicht viertausend Personen fassende Saal steht allen unentgeltlich zur Verfügung, ohne daß ein Ausschank von Getränken stattfindet. In den Werkstätten werden tagsüber von angestellten geübten Lehrkräften die der Schule Entlassenen vollständig ausgebildet. Die jungen Leute werden der Ausbeutung der Sandwerksmeister ent- zogen, die neben langer Lehrzeit noch ein Lehrgeld ver- langen. Die gezeigten von den Schülern gefertigten Ar- beiten weisen ein erstaunliches Maß von Fertigkeit und Können auf. Freilich können hier nicht alle Handwerke gelehrt werden. Haushaltungsschulen unterrichten die Mädchen im Waschen, Plätten, Kochen, Schneidern usw. und viele besuchen noch nach der Ausbildung abends diese Stätten mit Freude und Begeisterung. Am meisten zu be- grüßen ist aber die umfassende Fürsorge für die Arbeiter, die gezwungen sind, ihr schönes Heimatland zu verlassen und im unbekanntem Lande ohne Kenntnis der Sprache und der Verhältnisse ihr Leben fristen müssen. Diese Aus- wanderer sind überaus zahlreich. In der ganzen Schweiz sieht man auf Hoch- und Tiefbauten fast nur Italiener be- schäftigt.

Mit besonderem Stolz nennen die Mailänder ihren Monumental-Friedhof. Er mag für sie etwas Eindrucks- volles haben. Man sieht im Gegensatz zu unseren Park- Friedhöfen hier nur immer einförmige Gräberreihen und deshalb wirkt der Mailänder Friedhof wie ein großer Steinplatz. Kaum ein Baum bietet Schatten und man hätte ihn so nötig. Nur Marmor und Marmor in großen Säulen. Selten ist ein das Auge erfreuendes Werk zu finden. Alles wirkt prunkhaft und kolossal. Kein Strauch, kaum eine Blume dabei. Ein Steinkoloz reißt sich an den andern und marktschreierisch brüllen einem die Namen entgegen. Vor der brennenden und blendenden Sonne rettet man sich in die kühlen Hallen des Krematoriums, das den Leib Sarglebens zu Asche werden ließ. Es ist

## Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeit- schriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Das Luft-, Licht-(Sonne)-Bad für Gesunde und Kranke nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft sowie nach eigenen reichen Erfahrungen dargestellt von Dr. med. A. Kühner, Herzogl. Kreisphysikus z. D. (O. 30. III.) 4. Aufl. Hof-Verlag von Edmund Demme, Leipzig.

Großartig sind die Heilwirkungen des Luft- und Lichtbades, und wenn man bedenkt, daß dieses Bad das natürlichste und einfachste Bad darstellt, so kann man begreifen, daß es kein Sanatorium mehr gibt, ohne Luft- und Lichtbad, und daß man ferner fast in jeder Stadt heute schon Gelegenheit hat, sich der Wohlthat dieses Bades teilhaftig zu machen. Da jedoch Viele noch in Unkenntnis über die Art und Weise der Anwendung sowohl wie der Wirkung dahinleben und infolgedessen einen der wichtigsten und wirkungsvollsten Heilfaktoren zu ihrem eigenen Nachteil unbenutzt lassen, so dürfte vorliegende, darüber auf- klärende billige Schrift des bekannten Autors allseitig willkom- men geheißen werden.

## Für unsere Frauen.

### Teuerung und Konsumgenossenschaft.

Der Geschäftsbericht des Zentralverbandes Deutscher Kon- sumgenossenschaft wird eingeleitet durch einen Artikel „Näh- rungsmittelteuerung und Konsumgenossenschaft“. Die Ursachen der Teuerung werden untersucht und die Maßnahmen, die von den Konsumgenossenschaften zur Bekämpfung, oder besser gesagt, zur Bänderung der Teuerung getroffen werden können. Denn zur Beseitigung der eigentlichen Ursachen der Teuerung können die Genossenschaften wie jede Organisation von politisch aufge- klärten, zielbewußten Menschen wohl beitragen, aber ihre Hilfe kann nur indirekter Art sein, indem sie die Partei fähren, die eine gründliche Abwehr von der heutigen Zoll- und Wirtschafts- politik anstrebt.

Zweifellos kann aber die Konsumgenossenschaft, jede einzelne so gut wie der Gesamtverband, außerordentlich viel dazu ma- chen. Die Verkaufsstellen können durch billige Abgabe notwen- diger Lebensmittel — unter Verzicht auf irgendwelchen Ge- schäftsgewinn, in besonderen Fällen vielleicht auch durch Ver- kauf unter dem Einkaufspreis — den ärmeren Schichten helfen, die allgemeine Preissteigerung leichter zu tragen. Durch eine solche Taktik zwingen sie nicht selten andere Geschäfte, ebenfalls mit den Preisen herunter zu gehen, und so üben die Konsum- vereine einen über den Kreis ihrer eigenen Kundenschaft hinaus- reichenden Einfluß auf die Preisgestaltung im Detailhandel aus. Daß sich Konsumgenossenschaften während der Teuerungs- zeiten in diesem Sinne betätigt haben, findet seine Bestätigung in dem genannten Aufsatz.

Die Übernahme des Verkaufs von ausländischem Fleisch, das von den Gemeindevewaltungen bezogen wurde, darf nicht vergessen werden. In manchen Orten weigerten sich die Schlächtermeister, das Fleisch zu verkaufen, oder sie versuchten, der Kundenschaft das billige Fleisch zu verweigern. Der Profit war ihnen nicht hoch genug, und von sozialen Pflichten mochten sie nichts hören. Die Konsumgenossenschaften sprangen ein, und manche Arbeiterfrau hat es freudig begrüßt, daß sie auf diese Weise in die Lage gesetzt wurde, wenigstens hin und wieder Fleisch auf den Tisch zu bringen.

Die Aufgaben des Zentralverbandes in Verbindung mit der Großeinkaufsgesellschaft sind anderer Art. Sie haben da- für Sorge zu tragen, daß gute Waren billig eingekauft werden, unter möglichster Ausschaltung des Zwischenhandels. In wach- sendem Maße gehen sie auch an die Eigenfabrikation heran und verbinden hier mit dem Bestreben, die wichtigsten Nahrungsmittel und Gebrauchsartikel billig herzustellen, gleich- zeitig das Prinzip, gesunde Arbeitsbedingungen für die im eigenen Betriebe Beschäftigten zu schaffen. Bei einer starken Ausdehnung der Produktionsgenossen- schaften kann vielleicht auch noch ein größerer Einfluß auf die allgemeine Preisfestsetzung ausgeübt werden.

Daß die Ausschaltung des Zwischenhandels von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, geht aus den Zahlen hervor, die der Verfasser aus den verschiedenen in neuerer Zeit erschienenen Arbeiten entnommen hat. Nach einer älteren Untersuchung von Professor Wiermer rechnet der „Großhändlerhändler, der die Waren dem Detailhändler überläßt, seinem Einkaufspreis durchschnittlich 10 Proz. Spesen und 10 Proz. Gewinn hinzu. Eine Ware, die er für 1 Mk. erstanden hat, gibt er also an den Detailhändler für 1.20 Mk. weiter. Der Detailhändler macht dann einen Zuschlag von 20 Proz. Spesen und 20 Proz. Nutzen, das gibt für den Konsumenten einen Detalpreis von 1.68 Mk., abge- rundet nach oben als Verkaufspreis 1.70 Mk.“ Heute ist der

Zuschlag, den sowohl Großhändler als auch Detaillisten be- rechnen, noch wesentlich höher. Kann man deutlicher veranschau- lichen, wie notwendig die möglichste Umgehung von Zwischen- stufen ist?

Natürlich kann das in großem Maßstab nur geschehen, wenn die Konsumgenossenschaften viel mehr als bisher gepflegt wer- den. Je größer die Zahl der Mitglieder, d. h. der festen Abneh- mer, einer Genossenschaft ist, umso leistungsfähiger wird sie. Sehr interessant gerade im Hinblick auf die Wiedergabe der Berichte über die Teuerung in anderen Ländern, die im Reichsanwalt des Innern zusammengestellt worden sind. „Der Berichterstatter aus der Schweiz verweist auf die preisregulierende Tätigkeit der Konsumvereine. Besondere Maßnahmen gegen die Teue- rung seien in Basel deshalb überflüssig gewesen, weil die ge- waltige Institution des Basler allgemeinen Konsumvereins mit seinen 33 000 Mitgliedern (d. h. Haushaltungen auf 146 000 Einwohner) und zwei große Privatgesellschaften dafür gesorgt haben, daß das Leben in Basel unter allen größeren Schweizer Städten weitläufig am billigsten ist.“

Solche aus amtlichen Berichten entnommene Angaben sol- len in der gesamten Arbeiterpresse veröffentlicht werden. Die Hausfrauen vor allen Dingen müssen erfahren, was die Kon- sumgenossenschaft leisten kann, wenn sie genügend kaufende Mit- glieder zählt. Die Frauen, die mit dem Pfennig rechnen müs- sen, die es immer wieder erfahren, daß nur bei genauester Ein- teilung des Familieneinkommens, bei Vermeidung jeder sich be- zehenden Gelegenheit, billige Ware zu erwerben, das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben aufrecht erhalten werden kann, müssen dem Gedanken des Konsumvereinswesens sym- pathisch gegenüber stehen. Aber die freundliche Gesinnung allein hilft nichts, sie muß in die Tat umgesetzt werden. Die Arbei- terfamilien gehören in die Konsumgenossenschaften, und wo sich Arbeiterfrauen noch ängstlich zurückhalten, wird es sicher ein leichtes sein, sie zu gewinnen, wenn Frauen aus der gleichen Schicht aus ihrer Erfahrung heraus die Vorteile eines leistungs- fähigen Konsumvereins schildern.

Das Beispiel der Bevölkerung von Basel sollte auch in deutschen Städten zur Nachahmung anspornen.

**Kinderarbeit in den englischen Seebädern.** Es ist mehr als einmal mit Bedauern festgestellt worden, mit welcher Ueber- spannung der Kräfte Angestellte und Arbeiter in Wädern und Sommerfrischen mit mehr oder minder beschränkter Saison- dauer arbeiten müssen. Ein besonders trauriges Kapitel bildet auch hier die Kinderarbeit. In Castrourne, einem englischer Seebade, hat auf Anregung des Amtes und Schularztes Dr. Willoughby die Schularzthilfentän Dr. Mariel Wynantert Untersuchungen über die Kinderarbeit angestellt. Sie fand in Castrourne 291 arbeitende Schulkinder, davon 16 unter 10 Jahren. 137 arbeiteten an Wochentagen, 44 auch an Sonntagen. Ein dreizehnjähriger Knabe mußte täglich nach der Schule von 6 bis 9 Uhr arbeiten, an den schulfreien Samstagen aber 12 Stunden bis neun Uhr abends, ein zwölfjähriger Junge täglich von 1/2-8 Uhr, Samstags aber 14 Stunden bis 10 Uhr abends, ein 11-jähriger Junge hatte gar eine tägliche Arbeitszeit von 6 1/2 Stunden, Samstags von 14 Stunden. Die meisten dieser überbürdeten Kinder waren physisch unter dem Durchschnitt ent- wickelt. Sie sind im Wachstum zurückgeblieben, mäßig, langsam und blutarm. Die meisten sind erschöpft, reizbar, schmutzig und unordentlich. Der Vernerfolg der Kinder ist begrifflicherweise nach Aussage der Lehrer ein sehr geringer.

Die Untersuchung umfaßt bis jetzt nur Knaben, es ist aber anzunehmen, daß es bei den Mädchen, die man im allgemeinen früher zur Arbeit heranzuziehen pflegt, eher noch schlimmer aussieht. Eine ähnliche Untersuchung bei uns zu Lande wäre sehr dankenswert. Man erinnert sich noch der traurigen Tat- sachen, die in den letzten Jahren die Erhebungen über Kinder- arbeit in Berlin zutage gefördert haben.

**Gleicher Lohn.** Am 3. Mai hat der norwegische Storting mit 89 gegen 30 Stimmen beschlossen, an dem Grundsatz der gleichen Befoldung von Männern und Frauen im Postdienst festzuhalten. Die Postbeamtinnen in Norwegen haben vor jeher dieselben Gehälter wie ihre männlichen Kollegen bezogen. Vor fünf Jahren beantragte jedoch die damalige konservative Regie- rung, den Frauen niedrigere Gehälter zu zahlen. Der Antrag wurde abgelehnt, im vergangenen Jahre nahm ihn aber eine an- dere ebenfalls konservative Regierung zum Teil wieder auf und erzielte in der Kommissionsverhandlung eine Mehrheit. Sie hatte vorgeschlagen, daß die weiblichen Postexpeditoren niedrigerer Gehaltszuschläge nach einer Reihe von Jahren haben sollten als die Männer.

Die Neuwahlen haben inzwischen eine liberale Majorität gebracht. Die liberale Regierung, die nun ans Ruder gelangt, stellte sich auf die Seite der Kommissionsmehrheit, und der Gesekentwurf der früheren Regierung wurde abgelehnt. Die Frauen werden also auch in Zukunft für die gleiche Leistung den gleichen Lohn wie die Männer erhalten.

nichts mit diesem Friedhofe der Reichen. Nur mit einem großen Monumente belastet darf man hier ruhen.  
In den Straßen ist es bereits im Frühjahr recht warm und die Sonne erleidet das weitere Wandern in der Stadt. Die Restaurants haben bis weit in die Straßen ihre Tische und Stühle aufgestellt und oft bis über die Hälfte damit eingenommen. Selten sieht man jemand Bier trinken. Es ist auch nicht zu genießen. Der Wein ist besser und bedeutend billiger. Fuhrleute, Radfahrer, Dienfleute, die der Beruf auf die Straße zwingt, erfrischen sich bei den Buden, die für fünf Klappen zermahlene Eis verkaufen, das mit Fruchtstück oder Kaffee getränkt ist. Vielfach werden auch Stücke von Früchten genossen, die das Aussehen von Melonen und rotes, außerordentlich saftreiches Fleisch haben.

Der Reiseführer meldet, daß in Mailand viele Deutsche leben. Aber man sieht nichts Deutsches. Ueberall drückt sich die Lebendigkeit des Südländers aus, aber auch seine Rässigkeit. Blanke Scheiben in den Fenstern, der Stolz einer jeden deutschen Hausfrau, sind selten zu sehen. Häufig kann man kaum die Gardinen hinter den Fenstern sehen, aber oft zeigt sich an solch einem geöffneten Fenster ein geziert gepuzter Mann. Wer es kann, leidet sich mit gedehnter Eleganz.

Das Haupttreiben der vornehm tuenden Welt spielt sich in der am Dom gelegenen Galeria Victoria Emanuele ab. Hier sind die großen, die feinen Geschäfte und Cafés und ist am Nachmittag der Sammelpunkt der Schauspieler. Mit Eintritt der Dunkelheit aber sind die Straßen leer. Schmüden sich die Männer mit eitlen Hut, so läßt das Aussehen der Mädchen und Frauen (nicht der Halbwelt-damen) mit Sicherheit darauf schließen, daß in Mailand der Verbrauch an Schminke und Puder den einer deutschen Stadt weit übersteigt.

### Waren unsere großen Dichter auch Naturfreunde?

Von Sebastian Hilz in Karlsruhe.

Adalbert Chamisso war einem französischen Adelsgeschlecht entsprossen. Schon als Knabe stellte er in der ihn umgebenden Natur tiefinnige Betrachtungen an. Er selbst hat uns später bekannt, welch unbeschreiblich geheimnisvollen Reiz das Leben und Weben in der Natur, sogar das Summen eines Insekts und die Pracht einer Blume, auf ihn ausübten, wie er die nächtlichen Gewitter am offenen Fenster beobachtete und wie sogar seine kindlichen Spiele auf das Ergründen natürlicher Geistesgerichte waren. In seinem 9. Lebensjahr brach die französische Revolution aus, das väterliche Schloß wurde dem Erdboden gleichgemacht und wir finden später Chamisso als Pagen am preussischen Hof wieder. Aber nie hat sich der Dichter darüber gekümmert, daß die Revolution sein Vaterhaus niederriß, sondern in seinem Gedicht: „Das Schloß Boncourt“, segnet er zwiefach, wer immer den Pflug darüber führt. Er singt:

So steht du, o Schloß meiner Väter,  
Wie treu und fest in dem Sinn,  
Du bist von der Erde verschwunden,  
Der Pflug geht über dich hin.  
Sei fruchtbar, o teurer Boden,  
Ich segne dich mild und gerührt,  
Und segne ihn zwiefach, wer immer  
Den Pflug nun über dich führt.  
Ich aber will auf mich raffen,  
Rein Saitenspiel in der Hand,  
Die Weiten der Erde durchschweifen,  
Und singen von Band zu Band.

Chamisso mußte am preussischen Hofe das verhasste Militärhandwerk erlernen. Seine schlummernden Geisteskräfte rangen sich aus dem einengenden Militarismus hindurch nach freierer Entfaltung. Der strebame Leutnant benötigte jede Mußstunde, um sich in Literatur und Philosophie auszubilden. Neben Voltaire, Kant, las er besonders Rousseau. Diese Weltanschauung: „Retourneons

a la nature“, zog ihn mächtig an. Er, der auch im geknietelten Leutnantsrock Naturbursche geblieben war, empfand bitter den unausgeglichenen Gegensatz von Freiheit und Zwang und von Natur und Kultur. Er sehnte sich fort aus den Palästen der Reichen in die bescheidenen Gärten arbeitssamer Genügsamkeit und betrachtete denjenigen als den glücklichsten Menschen, der in Frieden von der Milch seiner Freuden leben kann. Im Jahre 1812 verabredete er mit einigen Freunden eine Schweizerreise. Mit Bergstoc, Botanikertrommel und Pflanzenpresse machten sie sich auf den Weg. Chamisso erwies sich aber als ein so guter Alpinist, daß niemand bei ihm aushielt. Nachdem auf halber Höhe des Col du Bonhomme hinter St. Gervais die Freunde zurückgeblieben waren, ging er allein um die Südseite der Montblancgruppe herum, über den Col de la Seigne und die Allee Blanche nach Courmayeur über den Col Ferret nach dem Bernhardsospiz und Martigny, dann im Rhonetal weiter über die Gemmi nach Interlaken, durchs Berner Oberland nach Weiringen, dann über Grimsel, Furka und St. Gotthard nach Zürich und Schaffhausen. Auch in Berlin, wo der Dichter seine Studien fortsetzte, machte er Ausflüge in die Umgebung zur Erforschung der märkischen Flora. Der Tourist Chamisso wird uns geschildert, daß er schweiß- und staubbedeckt, unbekümmert um die gepuzten Berliner, Sonntags abends durch die Straßen zog: eine alte Kurka und eine nicht minder alte, etwas verschossene fleckige Sommerkleidung, bestehend aus runder Jade und langen Beinkleidern aus demselben olivengrünen Stoff, eine schwarze Mütze von Samt oder Tuch auf dem Kopf, eine mächtige grüne Kapsel an ledernem Riemen umgehängt, eine kurze Pfeife im Mund, ein schmuckloser Tabaksbeutel irgendwo angehängt, einige Lebensmittel aus den kleinen Seitentaschen der Jade hervorstückelnd, das war der Aufzug, in dem er einherging. Mitte Juli 1815 trat Chamisso seine Weltreise an. Es kennzeichnet den Rousseau-Schwärmer, daß er nicht genug Rühmendes von der Natur der Naturvölker, der Schlichtheit ihrer Sitten, dem angeborenen Adel der Männer, der keuschen Anmut der Frauen und ihrem paradiesischen Dasein inmitten einer ewig sonnigen Natur zu sagen wußte. Diese Weltreise begründete seiner wissenschaftlichen Ruf, da zu jener Zeit Forschungsreisen zu den Seltenheiten gehörten. Chamisso wurde Adjunkt beim Botanischen Garten in Schöneberg, mit einem Gehalt von 600 Gulden. Zur Sommer 1823 hatte Chamisso im amtlichen Auftrag in Greifswald und Umgebung barometrische Beobachtungen anzustellen. Torfmoore zu untersuchen und Pflanzen für Schulherbarien zu sammeln. Die alte Wanderlust erwachte aufs neue in ihm, denn er machte die ganze Reise innerhalb dreier Tage zu Fuß; seinem Anzug nach gleich er einem von den Sandwichinseln. Rang herabhängende Haare, unraffiert, mit einem grünen Kalmuckflaus, die Botanikertrommel über die eine Schulter, über die andere den Kasten mit dem Barometer. Im Sommer nächsten Jahres machte der Dichter trotz der Ungunst der Witterung eine Erholungsreise in den Harz und bestieg den Brocken. Diese Reise machte, wie eingangs erwähnt, auch Hinrich Heine, der sehr erfreut war, im Fremdenbuch des Gasthofs „zur Krone“ in Klaustral den Namen des verehrten Chamisso zu finden.

So sind für uns die Werke dieses Dichters, Menschen- und Naturfreundes gewiß von bleibendem Wert. Seine Beschreibung der Reise um die Welt soll nicht ungelesen bleiben. Dieses soziale Empfinden weht uns entgegen aus den Dichtungen: „Der Bettler und sein Hund“, „Die Bakshfrau“ und im „Nachtwächterlied“ mit dem Refrain „Robet die Jesuiten...“ Was bedeutet Gold, wenn der Mensch seinen Schatten verloren hat? Die Abenteuer von Peter Schlemihl geben uns darüber Aufschluß. Chamissos Märchen und Sagen sind volkstümlich geworden, wie „Gans im Glück“, „Die Weiber von Weinberg“, „Das Riesenspielzeug“, „Das Dutzendfräulein von Windel“, „Die Sonne bringt es an den Tag“ usw. Der Alpensohn sehnte sich zurück nach seiner Hütte und dem Kirchlein, morisch und altersgrau, als er den Lockungen der Großstadt gefolgt ward; die goldenen Ketten, die ihn gefesselt, streift er ab, um in sein heimisches Tal zurückzukehren, wo ihn

Die Mutter und sein treuer Hund erwarten. Das Heimweh ist, das ihn ergriffen.

G e i m w e h.  
Ihr sprachtet: Sohn der Alpen, komm, verlasse  
Dein heimisch Tal, wir öffnen dir die Welt;  
Was nur Paris an Glanz und Lust umfasse,  
Hier hast du Gold, dir ist die Waage gestellt!  
Ich kam. — Seht nun meine grangewickelten Glieder,  
Die bleichen Wangen, den erloschenen Blick. —  
O gebt, o gebt mir meine Hütte wieder,  
Gebt meine Alpen mir zurück!  
Ich soll mit euch auf euren Felsen schwärmen;  
Stumm, leidend folg ich, wie ihr es begehrt,  
Um mich im Raummel heimlich abzuwärmen,  
Du sterben, von dem Heimweh still verzehrt.  
Der Heimat Sitt' und Sprache, schlicht und bieder,  
Entsagt ich, ach, in wie so kurzer Zeit!  
O gebt, o gebt mir meine Hütte wieder  
Und unzerer Feste Fröhllichkeit!  
Euch freilich dünkt unser Neigen kläglich,  
So wie ihr unsere Märdchen auch verachtet;  
Es überflügelte eure Oper täglich,  
Die unsrer Hegen zugeschriebene Macht.  
Woh! den ich mir der Himmelscharen Nieder,  
Gleich eurer Sängerrinnen Rauberfang.  
O gebt mir meine Hütte wieder  
Und unzerer schlüchtern Hühner Klang!  
Nicht achte ich das Kirchlein, halb zerfallen,  
Nicht unsrer armen Hütte Schindeldach;  
Bewundert hab' ich eures Soutres Hallen,  
Der Siegel Wall, der königliche Krumpfgemach;  
Ein Zaubererschloß, das aus der Wolke sich wiedererhebt,  
Dünkt mir der stolze Bau.  
O gebt mir meine Hütte wieder,  
Mein Kirchlein, morisch und altersgrau!  
Der Wille, welcher euch gewonnen scheint,  
Verleugnet sterben noch den neuen Bund.  
O meine Mutter, die um mich noch weinet,  
Garret meiner dort, bei ihr mein treuer Hund.  
Komt herge stürzen in die Arme der Mutter  
Und in die Herde bricht das Raubtier ein.  
O gebt mir meine Hütte wieder,  
O laßt mich wieder Semmer sein!  
O Gott! Ihr habt mich wieder freigegeben!  
Und morgen, sagt ihr, morgen reis ich fort?  
In meiner Alpen Luft wird neu beleben  
Die Wille, die hier sieht und verborrt.  
Deh wohl Paris! Die goldenen Kettenglieder,  
Die mich gefesselt, streift ich ab entzückt,  
Ich sehe meine Hütte wieder,  
Wo ich zuerst das Licht erblickt!

Von allen Vorurteilen frei, blühte der Abstammung eines alten Adelsgeschlechts in die Zukunft; er sah die neue Zeit herankommen. Er meinte, daß die Herrschaft des Schwertes abgelassen sei und die Industrie in der Welt Macht und Adel erlangen wird. Deshalb sollen seine Söhne zu einem bürgerlichen Gewerbe übergehen. Die neue Zeit ist gekommen und hat Millionen Industrie proletarier geschaffen, die ihr Anrecht an Bildung und Naturgenuss fordern. Die Macht des Schwertes aber besteht noch weiter. Sie wird ihr Ende erreichen, wenn das arbeitende Volk eines Sinnes geworden ist. (Schluß folgt.)

### Allerlei.

Die künstliche Auffütterung des Säuglings. Der Frühling ist die Zeit der Eheschließungen. Da ist es „zeitgemäß“, die werdenden jungen Mütter auf den ungeheuren Wert des Selbstküllens hinzuweisen. Von der Zunahme des Selbstküllens hängt die gesunde Aufzucht der Zukunftsmenschen ab. Künstliche Nahrung kann niemals die Muttermilch ersetzen. Das geht unter anderem daraus hervor, daß nach den Feststellungen des Professor Soxhlet die Kuhmilch nur etwa ein Drittel des Eisengehalts der Frauenmilch besitzt. Da man sie noch mit Wasser verdünnt, so sinkt der Gehalt an Eisen auf ein Sechstel bis auf ein Zehntel. Daher das oft blasse Aussehen der Mütter. Man sollte daher unter allen Umständen den Flaschenkindern vom ersten Monat ab Obst und Gemüse, geschabte Äpfel und Beeren, zerdrückte Beeren und Früchte (Erdbeeren, Brombeeren und schwarze Beeren) welche Gemüse (Spinat, Mörrchen usw.) rel-

gen, um dem Eisenmangel abzuhelfen. Den Obstsaft gibt man mit dem Bissel oder in der Flasche, und zwar ebenso wie das Gemüse einmal täglich als selbständige Mahlzeit, Obstsaft auch zwischendurch ab und zu. (Naturarzt Nr. 8, 1913.)

Ein Riesenschwindel wird dem russischen Zaren aus Anlaß des bevorstehenden Romanowfestes wieder vorgemacht werden. Die weiland „Potemkinschen Dörfer“ leben wieder einmal auf! — Man schreibt dem „B. L.“ aus Petersburg vom Ende Mai: „Die russischen Provinzialbehörden an der Wolga sind eifrig mit den nötigen Vorbereitungen für die Romanowfeier beschäftigt, die sich durch fast drei Wochen im Herzen von Rußland abspielen wird. Der Schwerpunkt der Festlichkeiten wird sich in den Städten Kostroma, Nischnijnowgorod und Jaroslavl abspielen. Sie werden in Nischnijn mit dem Eintreffen der ganzen Zarenfamilie und aller Minister beginnen, in Kostroma, der Wiege der Romanows, fortgesetzt werden, und in Jaroslavl durch eine Wolgafahrt den Abschluß ihres ersten Teils finden. Der Schluß der Feierlichkeiten findet in Moskau statt. Die genannten Städte haben bereits ihr Festgewand angelegt und sie sind durch Zwangsmahregeln der betreffenden Gouverneure in einen recht repräsentablen Zustand gebracht worden. Die Straßen dieser Städte sind sorgfältig geputzt, die Häuser frisch gestrichen und mit Fahnen- und Tannenzweigen versehen worden. Es ist alles getan, um dem Zaren Potemkinsche Dörfer vorzuführen und ihm Zustände vorzutäuschen, die es im Innern Rußlands gar nicht gibt. Die Folgen einer solchen Vorspiegelung falscher Tatsachen kommen den Gouverneuren, nicht aber den Bewohnern zugute, denen nichts als sehr bedeutende Unkosten aus dem Ueberseher der kaiserlichen Satrapen erwachsen sind. Geradezu feenhaft wird sich das alte Nischnijn mit seiner weltbekannten Messe repräsentieren. Wenn der Zar den Kreml von Nischnijn verläßt, um zur Kathedrale mit den Gebeinen des Minus zu schreiten, wird sich das von der Höhe weitdehnende Panorama auf die Wolga in Laufende von Glühlichtern kleiden, während unten an den Ufern der Wolga und auf den Schiffen römische Lichter aufflammen und Raketen ihre Feuerarbeiten gen Himmel senden werden. Während der Wolgareise der Zarenfamilie wird ihr Blick auf blühende Dörfer mit stattlichen Hinderherden fallen, die zum größten Teil nach dem bekannten Rezept des katharinischen Günstlings (des Feldmarschalls Fürsten Potemkin, Geliebter der Zarin Katharina II. Red.) zusammengedrückt worden sind, um nach dem Passieren der kaiserlichen Flottille zu verschwinden. Die Sicherheitsmahregeln, die für die Zarenfamilie und speziell die Minister getroffen werden, betreffen sich so ziemlich in den üblichen Grenzen. Petersburg und Moskau müssen 800 Schutze und 400 Späher hergeben, abgesehen von den drei Armeekorps, die die vom Zaren zu passierenden Bahnstrecken und die Wolga zu bewachen haben, damit sich kein Unbefugter dem Festzuge nähert. Die Achsena der Festlichkeiten in den verschiedenen Städten liegt in der Hand des Vizeministers Dschunkowski, des Chefs der gesamten russischen Polizei und des Gendarmeriekorps. Für alle öffentlichen Festlichkeiten und Mouts sind ganz außerordentliche Maßregeln getroffen, damit keinerlei Unzufriedenheiten sich einschleichen können. Daß in den obengenannten Städten zahlreiche Verhaftungen und Ausweisungen stattgefunden haben und gegenwärtig noch stattfinden, braucht wohl kaum hervorzuheben zu werden.“

Die Eröffnung der Berner Alpen-Bahn durchs Berner Oberland und den 15 Kilometer langen Röschi-Tunnel, deren Bau rund 60 Millionen Franken erfordert hat, findet voraussichtlich am 18. Juni statt. Die Bahn ist die allererste, die den Weg über die Bundeshauptstadt nach Italien wesentlich abkürzt und eine internationale Bedeutung dadurch hat, daß sie eine direkte Verbindung zur Simplonbahn darstellt. Zugleich ist diese Bergbahn, deren Bedeutung der 1882 eröffneten weltberühmten Gotthard-Bahn um nichts nachstehen soll und die ein mindestens ebenso wildromantisches Berggelände neu erschließt, die erste, die voll elektrisch betrieben wird, und zwar auf der ganzen Strecke von Frutigen bis nach Brig am Simplontunnel, ca. 27 1/2 Kilometer. Zur Eröffnungsfeier ist nur eine beschränkte Anzahl Preßvertreter und Parlamentarier (von 189 nur 31) eingeladen worden, darunter befindet sich der Vizepräsident unseres Reiches.

8fter Zionistenkongreß in Wien. Wie nunmehr endgiltig feststeht, wird nach einer uns vom Zionistischen Zentralbureau in Berlin zugehenden Nachricht der erste Zionistenkongreß vom 2.—8. September d. J. in Wien im dortigen Musikvereinsaal stattfinden. Es ist interessant, daß die zionistische Bewegung, deren Begründer, der verstorbene Dr. Theodor Herzl, bekanntlich Wiener war, jetzt zum erstenmale mit ihrem Kongreß nach der österreichischen Metropole geht. Von den bisherigen zehn Kongressen fanden sieben in Basel, einer im Jahre 1900 in London, einer 1907 im Haag und einer 1908 im Hamburg statt,